

Für jede veröffentlichte
Geschichte erhalten Sie
bis zu 150 Euro!

Schwieriger Start für den Leibarzt des Kanzlers

Kollegiale Skepsis gibt's gratis

Heitere, ärgerliche und oft auch seltsame Erlebnisse prägen den ärztlichen Alltag. Schicken Sie uns Ihre Geschichten an: cornelius.heyer@springer.com



Hielt der Kanzler sich für den US-Präsidenten? Ein Gerücht, dass nur der echte Leibarzt beurteilen könnte.

Eigentlich wollte ich immer Klinikarzt bleiben. Doch unverhofft kam die KV auf mich zu mit der Frage, ob ich mich an einem unterversorgten Ort niederlassen wolle. Ich sagte schließlich zu und begann mit der Praxiseinrichtung. Bei den älteren, teils kranken Kollegen stellte ich mich natürlich vor – und bekam deutlich zu spüren, dass ich nicht willkommen war.



Äußerungen wie „Was kann der junge Kerl schon können?“ kamen mir zu Ohren. Das war nicht eben motivierend, schließlich hatte ich zehn Jahre Berufserfahrung als Ober- und Chefarzt.

Noch vor der Eröffnung klingelte es an der Praxis-tür. Ein alter Herr, Kriminalkommissar a. D., stellte sich vor. Er habe von meiner Niederlassung gehört, und dass ich als „ehemaliger Leibarzt des Kanzlers“ eine besondere Kapazität sei und nicht jeden behandeln würde. Ob er denn zukünftig zu mir kommen dürfe? Ich war ob des neuen Gerüchts erstaunt, versicherte ihm aber, dass natürlich jeder zu mir kommen dürfe.

Am 2. Januar eröffnete ich die Praxis. Draußen Schneetreiben, Nebel, Glatteis, kein Mensch auf der Straße. Am Abend hatte ich ganze zwei Patienten behandelt. Kein ermutigender Start! Aber das Wetter wurde milder, der Schnee geräumt, und nach einer Woche zählte ich 54 Patienten. Nach zwei Jahren hatte ich die größte Praxis weit und breit.

Den Bundeskanzler hatte ich nie behandelt und kannte gerade mal seinen Namen. Das „Willkommen“ der Kollegen nach dem alten Motto „Der schlimmste Feind des Arztes ist sein Kollege“ war wohl ins Leere gelaufen. ■

Dr. med. Uwe Friedrich, Neuwied

Der Hundertjährige, der nicht mehr altern wollte

Mit 77 hat er einfach aufgehört zu altern. Heute sieht er noch genauso aus wie vor 25 Jahren. Hat auch seine zweite Ehefrau überlebt, obwohl er darauf geachtet hatte, dass sie erheblich jünger war als er, damit sie ihn im Alter pflegen könnte. Das Schicksal wollte es anders.

Er hatte im Krieg gegen die gekämpft, mit denen wir heute partnerschaftlich verbunden sind und denen wir drei dicke

Küsse geben, wenn sie aus unserer Patenstadt zu Besuch kommen. Zu Fuß ist er damals aus Frankreich heimgekehrt. Heute ist er immer noch dankbar für sein Leben. Nun ist er 102 geworden und damit mein Spitzenreiter.

In der Sprechstunde trug er drei medizinische Anliegen vor, ich versorgte ihn gern. Wie immer kamen wir zwischendurch ins Plaudern. Als ich ihn dann

doch verabschieden musste, sagte er: „Frau Doktor, Sie wollten mir doch noch einen Rollstuhl aufschreiben!“ Stimmt – und er hatte daran gedacht.

Ich bot ihm am Ende an, ihn noch über die Straße zu bringen. „Warum das denn?“, bekam ich halb entrüstet zur Antwort – und fragte mich sogleich: „Ja, warum eigentlich?“ ■

Dr. med. Luise Hess, Darmstadt